daß Schönheit allein hinlänglich sei, um dauernd ein Herz zu fesseln; denn die Schönheit ist nichts, als ein äußerliches Gut, ein totes Kapital, wenn das Mädchen sie nicht richtig zu verwenden und auszuschmücken weiß. Die blendendste Schönheit macht allmählich gleichgültig, das interessanteste Aeußere wird alltäglich, wenn es seelenlos ist und es nicht mit Geistesadel und Liebenswürdigkeit stets neu zu beleben weiß.

Die erste Grundbedingung jeder wahren Liebenswürdigkeit ist aber die Bildung sowohl des Geistes, als des Verstandes, des Sinnes für alles Gute und Schöne, für Kunst und Wissenschaften. Diese Bildung, diese Liebenswürdigkeit entsteht aber nur, wenn ein Gemüt so geleitet und so gewöhnt wird, daß es an allem Edlen, Schönen und ewig Wahren herzlich Anteil nimmt und sich für alles Gute interessiert.

Bei aller Bildung der Frau walte aber immer Stille und Bescheidenheit vor, denn eben diese und vorzüglich das stille, liebenswürdige Wirken, sind der Frauen eigentümlicher Beruf, und nur darin liegt der Zauber, eine große Macht, vor welcher die Kraft und der Stolz des Mannes sich beugen.

Eine Frau, die sich hervordrängt, sich bemerkbar macht, bewundert sein will und mehr Eigenliebe verrät, als ihr zukommt, erringt wenig Liebe und Achtung. Unter allen Tugenden, welche eine Frau bewahren muß, unter allen Schätzen ihres Herzens und Geistes ist die Bescheidenheit eine der größten, denn: „Die Bescheidenheit ist eine der schönsten Sterne im Strahlenglanze des weiblichen Ruhmes.“

Auch bewahre die Frau die teilnehmenden Empfindungen, die Gutherzigkeit und das Mitleid, diese schönen herrlichen Eigenschaften des weiblichen Charakters, wodurch sie sich oft des Namens eines Engels auf Erden würdig machen kann; denn sie versteht es, die Gaben, welche ihre milde Hand so segensvoll ausstreut, noch angenehmer, noch teurer zu machen durch freundliche, liebenswürdige Worte. Durch diese Liebenswürdigkeit, Milde und Güte des Herzens erscheint die Frau als das schönste Werk der Schöpfung und, ihr selbst unbewußt, fliegen in solchen Augenblicken alle Herzen und die Liebe eines Jeden ihr zu.

Die Saharet über die Schönheit.

In dem Juni-Heft der illustrierten Monatsschrift für weibliche Schönheit und Körperpflege „Das Aeußere“ äußert sich die auch in Halle bekannte Tänzerin Saharet über die Schönheit. Sie sagt: „Ich weiß nicht, was Schönheit ist. Nein, lachen Sie nicht, ich weiß es wirklich nicht, denn ich habe in so vielem, was andere häßlich fanden, die Schönheit gesehen, daß ich glaube, daß das, was ich Schönheit nenne, nicht die wirkliche Schönheit ist. Für mich ist die Schönheit das Leben. Eine starre, kalte, leblose Schönheit ist für mich keine solche. Ein Auge, das noch so schön geschnitten und noch so wundervoll in der Farbe und von noch so herrlichen Wimpern und Brauen beschattet ist, ist für mich nicht schön, wenn es in ihm nicht aufblitzen kann in heißer Glut der Liebe, oder wenn sie wollen, meinetwegen auch des Hasses. Ein Antlitz kann noch so wundervoll in allen seinen Linien, in seiner Regelmäßigkeit und Schönheit sein, für mich ist es nicht schön, wenn sich in seinen Zügen nicht jede und auch die leiseste Regung des Herzens widerspiegelt, wenn es nicht lebt und das innere Leben der Seele wiedergibt in allen seinen feinsten Nuancen. Für mich ist darum auch ein ausdrucksvolles Gesicht, selbst wenn es sonst häßlich ist, schöner, als ein schönes Gesicht, dem es an Ausdruck oder Ausdrucksfähigkeit fehlt. Denn der Geist macht lebendig. Und für mich ist die Schönheit das Leben. In allem muß das Leben liegen, in allem das Leben zum Ausdruck kommen. In der Gestalt, im Gesichte, der Haltung und der Bewegung. In der Bewegung vor allem. Es gibt Leute, die sich bewegen, als ob eine unendliche Schläfrigkeit in ihnen liegt. Diese möchte ich alle auftrütteln, wenn ich es könnte, denn nichts ist häßlicher, als eine Bewegung, die keine Bewegung ist, an der nicht das Herz, die Seele mit teil nimmt. Nicht mit Unrecht hält man den Gang für so charakteristisch an der Person. Er ist ja das wirklich Lebendige an uns. Dabei gibt es so viele Arten sich zu bewegen. Man kann so anmutig dabei sein, auch wenn man keineswegs schön ist, und kann so plump aussehen, auch wenn man sonst schön wie Frau Venus selber ist. Und man kann an und für sich unschöne Bewegungen durch den Geist, das Temperament, das Leben, das man in sie hineinlegt, schön, berückend erscheinen lassen und geradezu zu begeisternder Wirkung erheben. Man muß nur sein ganzes Selbst in die Bewegungen legen. Das kommt beim Tanze am besten zur Geltung. Da wird die Schönheit der Bewegung zur Offenbarung. Da liegt Leben darin. Leben! Leben! Leben! Und für mich — ist die Schönheit das Leben.“

Lustige Ecke.

* Gedankensplitter. Wer das Leben nur als eine Wüste ansieht, ist sicher ein Kamel.

* * *

* Weise Einrichtung. A.: Die Weiber haben doch alle den Mund auf dem richtigen Flecke!“ — B.: „Das ist ein wahrer Segen.“ — A.: „Warum?“ — B.: „Sonst könnte man doch leicht daneben küssen!“

* * *

* Ein Tapferer. Zum Cafe wirft ein Herr unvorsichtiger Weise mit der Zeitung einem gegenübersitzenden Herrn dessen Tasse auf die Kleider. Dieser nicht faul, springt heraus und gibt ihm eine Ohrfeige. — Erster Herr (empört, aber vorsichtig): „Ich will für dieses Mal annehmen, daß Sie übereilt handelten; das war Ihr Ernst wohl nicht.“ — Zweiter Herr (wütend): „Mit solchem Tölpel mache ich keinen Spaß!“ — Erster Herr: „Das ist auch Ihr Glück, denn solchen Spaß hätte ich mir entschieden verbeten.“

* * *

* Wissenschaftlich ausgedrückt. Ein junger Gelehrter hat aus dürftigen Verhältnissen heraus eine reiche Heirat gemacht. Er empfängt in seinem hocheleganten, neuen Herrenzimmer den Besuch eines Bekannten. Dieser bemerkt auf dem Schreibtisch unter lauter luxuriösen Dingen einen schlichten, bronzenen Aschenbecher billigster Sorte. „Aha“, sagt er, „das ist gewiß ein teures, liebes Andenken?“ — „Ja“, bestätigt der glückliche Ehemann, „das ist noch ein Ueberrest aus meiner Bronze-Zeit!“

* * *

* Stimmt. A.: „Was? Beide pantschen? Der Wirt und die Wirtin?“ — B.: „Ja, das ist die wahre Mischehe!“

* * *

* Ach so! Sie: „Wie, Eduard, eine Staubwolke hat Dich umgeworfen?“ — Er: „Freilich, weil ein Autel drin war.“

Knack-Mandeln.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 27: „Zeche.“

Richtige Lösungen gingen ein 5. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Rosa Uetscher, Emma Meyer, Moritz Schwarz, Gertrud Böge;

von auswärts von: H. Lehmann, Löbejün.

Preis: Goethe's Werke, eleg. geb.

entfiel auf **Gertrud Böge**, hier.

Preisrätsel.

Zwar war ich nie ein Teil von Dir,
Doch gabst Du Deinen Namen mir
Und ich geh' in das Grab mit Dir.

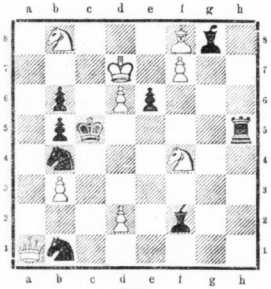
Preis: Eichendorff's Werke, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ einzusenden.

Auswärtige Gewinner eines Preises wollen gefl. sofort nach Bekanntgabe ihre genaue Adresse der Redaktion per Postkarte mitteilen, damit die Zustellung des Preises unverzüglich erfolgen kann.

Schachaufgabe.

Von B. Prikryl in Kromeriz.



Weiß zieht an und setzt in 2 Zügen matt. (9+9)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 26.
(Zweizügiges Selbstmatt von Ferber.)
W. Kd5, Le3, h3, Ta2, g4, Bb3, d6, f2.
Schw. Kf3, Th8, Bb4, b6, d7, g5, h4, h6.
1. Le3—e5, be; 2. Td4. — 1. . . . , b5; 2. Td4.

Verantwortlicher Redakteur i. V.: Franz Eichweiler. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 28 — Halle a. S., den 9. Juli. — 1905

Mord.

Eine Tragödie aus dem Leben.
Von Max Wundtke Dresden.

(Nachdruck verboten.)

Wer ihn so gehen sah, hätte ihn für einen hohen Sechsziger halten müssen, so grau war sein Haar, so tief gefurcht die Züge seines Gesichts, so gebeugt die Haltung des sonst großen, stattlichen Mannes und so altväterisch Kleidung und Gebaren. Trotzdem stand er erst in der Mitte seines fünften Jahrzehnts. Er war Provisor und seit Jahren die rechte Hand des Kronenapothekers in einem armseligen Vorstadtviertel. Er galt für einen Sonderling, suchte keinen Verkehr und hatte sich völlig in seine Gedankenwelt eingesponnen, in der scheinbar wenig Sonnenstrahlen für sein Gemüt existierten. Sein Chef jedoch schätzte ihn hoch, nicht nur wegen seiner Tüchtigkeit im Geschäft, sondern auch den Menschen in ihm.

Ja, zugegeben, der Provisor war abweisend, verbissen, sogar wortkarg im höchsten Grade. Aber ein goldenes Herz schug in ihm, das heißer und leidenschaftlicher pulsierte, als Fernerstehende jemals vermuten konnten. Der Apothekenbesitzer kannte die Geschichte des Mannes und wußte, daß ein herbes Schicksal hier seine verheerende Wirkung geübt hatte. In ein blühendes, sonniges Dasein war ein flammender Blitzstrahl gefahren und versengt und verdorrt stand nun alles, was sich zu gesegneter Reife entfaltet hätte. Der Provisor selbst hatte ihn zuweilen einen Blick in sein Inneres tun lassen, und das hatte beide nur noch näher aneinander geführt. Die Menschen freilich begriffen nicht, wie der Apotheker mit diesem verschlossenen, wunderlichen Menschen auskommen konnte.

Der Provisor teilte seine Tagesstunden zwischen der Offizin und seinem Wohnstübchen. Er ging fast nie aus, förmlich hinausgejagt hatte ihn heute der Chef.

„Sie gehen mir jetzt auf ein paar Stündchen spazieren, Herr Braumann, ich wünsche es. Sie werden hier wahrhaftig schon bei lebendigem Leibe zur Mumie, wenn Sie diesen Giften und Dünsten nicht mal den Rücken kehren. Sie sind wohl schon an drei Wochen nicht aus der Bude gekommen. Wer soll denn das aushalten? Das Wetter ist schön; wer weiß, wie schnell es für ein halbes Jahr mit den schönen Tagen vorbei ist. Und zu tun wird's um diese frühen Nachmittagsstunden nicht viel geben. Also . . . . nicht wahr, Sie gehen ein bißchen?“

Da war er gegangen. Die lange Straße hinaus, wo die Häuser immer älter, niedriger und baufälliger werden, mit kleinen Gärtchen vor den Fenstern. Er atmete ordentlich auf. Wie das wohl tat! Ein so herrlicher Spätsommertag mit seiner melancholischen Weichheit, mit seinem Treiben zum Freuen und Genießen, und doch dieser bangen Todesahnung in der Luft ... diese Stimmung griff mächtig an sein Herz und brachte längst Vergessenes in seiner Seele zum Erklingen.

O, die Natur hatte gut lächeln in ihrer Wehmut; denn all das Köstliche, was sie jetzt sich anschickte zu begraben — stand es nicht in neuem Lenze zu neuer Freude auf! Aber der Lenz seines Glückes war unwiederbringlich dahin; der kam nicht wieder. Just in dem Augenblicke, da er sich am reichsten und glücklichsten wähnte, wo der Frühling um ihn und in ihm blühte und sprößte mit seinen tausend Seligkeiten, da zuckte der mörderische Strahl, und eine Wüste ward das blühende Gefilde . . . um eines Weibes willen.

O, wie hatte er sie geliebt, seine blonde, süße, kleine Frau, seinen tanzenden, neckischen Sonnenstrahl, dessen sprudelnder Uebermut ihm so wohltat! Wie war es nur möglich, daß sie ihn verraten konnte? War sie nicht sein Alles, sein Abgott? Trug er sie nicht auf den Händen? Er war reich zu nennen, nicht allein an Glück, sondern auch an irdischem Gut.

Er besaß damals schon, trotz seiner dreißig Jahre, eine gut gehende Apotheke als Eigentum — in Wiesbaden war es — und so hatte er es ja dazu, seiner Betty die meisten ihrer Wünsche fast ohne Bedenken zu erfüllen. Und doch verließ sie ihn. Eines Tages war sie fort, ohne Abschied, ohne Erklärung. O, jetzt erst gingen ihm die Augen auf . . . . . er begriff alles.

Zugleich mit ihr war sein Intimus und Studienfreund, ein Mensch, dem er einstmals durch sein hilfsbereites Eingreifen die Existenz gerettet hate, verschwunden. Er hatte sich nach den Universitätsjahren, zumeist mit finanzieller Unterstützung Braumanns, für den Bühnengesang ausgebildet und rauschende Erfolge errungen. Borowski hieß er. Machte ihn die Treulosigkeit der Frau, die er über alles geliebt, unsäglich traurig, so erfüllte ihn die Gesinnungslosigkeit des Mannes, der ihm fast alles verdankte, mit bitterer Menschenverachtung. Er war zu stolz, nach dem Weibe zu forschen; der Ekel hinderte ihn, sich um Borowski zu bemühen. Ueberdies war seine Tatkraft gelähmt, sein Lebensmut dahin. Er ließ alles gehen, wie es gehen wollte. Die Apotheke verkaufte er, um nicht länger in Wiesbaden sein zu müssen. Der Verkauf war kein Geschäft für ihn . . . . . ihm war alles gleich.

Ein Wanderleben begann für ihn. Er griff bald dies, bald jenes an — nichts glückte ihm; er war eben nur mit halber Seele dabei. So kam er um sein Vermögen; ein in doppelter Hinsicht armer Mann stand er nun da. Langsam nur erholte er sich wieder von dem Schlage. Mittellos, gebeugt fing er an, mit seinen Kenntnissen und seiner Arbeitskraft hausieren zu gehen, bis sein notdürftig ausgeflicktes Wrack in dieser Vorstadtapotheke vor Anker ging. Es war ein Schattenleben, das er jetzt lebte, zehrend von den schmerzlichen Erinnerungen, ohne Gegenwartsfreude und ohne Zukunftshoffnung, das Leben eines vertrockneten, einsamen Sonderlings.

Er war diese würzige, weiche, erschlaffende Luft nicht gewöhnt; er fing an, müde zu werden und kehrte zurück.

In den Straßen der Stadt nisteten schon die Schatten der Dämmerung und wuchsen und reckten sich.

Wenige Schritte vor seiner Apotheke blieb er plötzlich wie gebannt stehen, als jähen seine Augen eine Vision. Ein Weib in verschossenem Kattunrock, ärmlicher fast als die Aermsten dieses armseligen Viertels, kam aus der Apotheke und hastete in entgegengesetzter Richtung die Straße hinauf. Merkwürdig, wie ihn alles an dieser beinahe zerlumpten Frau an Betty erinnerte, Wuchs, Gang, Größe, die Farbe des Haares . . . . lebensvoll stand sie jetzt vor ihm, das schöne, lustige, falsche Weib. Aber es war wohl kein Wunder . . . . . allzuviel hatten sich seine Gedanken soeben mit ihr beschäftigt . . . . . die lächelnde Wehmut des Spätsommertages war schuld daran.

Kopfschüttelnd trat er ein. Eine unerklärliche nervöse Unruhe hielt ihn gepackt, ein dumpfes, vibrierendes Empfinden, über das er sich keine Rechenschaft geben konnte. Betty! Betty! Er sah die Gestalt von draußen vor seinen Augen, und diese Gestalt trug Bettys kindliche Züge.

„Ah, nun ist's doch gut,“ empfing ihn der Chef, „daß Sie kommen, Herr Braumann. Machen Sie sich nur gleich über dieses Rezept dort her; es ist mir lieb, daß ich mein Experiment im Laboratorium nicht zu unterbrechen brauche. Das Rezept hat Eile; ein Menschenleben steht auf dem Spiel, wie es scheint.“

Dem Provisor war es lieb, sofort dringende Arbeit zu finden denn so konnte er wenigstens seine törichten Gedanken meistern

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19050709044/fragment/page=0001

Der Chef hatte sich wieder in sein Laboratorium zurückgezogen. Fast zerstreut nahm der Provisor das Rezept in die Hand. Einer der tüchtigsten Aerzte des Bezirks hatte es geschrieben. Braumann sah auf den ersten Blick — es war eine Krisen-Mixtur, gleichsam ein Gewaltstreich gegen eine gefährliche Krankheit. Es kam alles auf genaue Abwägung der Bestandteile an; eine Abweichung von den Mischungsverhältnissen konnte den Tod bringen, das kleinste Zuviel von dem furchtbaren Gift mußte ihn herbeiführen.

Er setzte sich zurecht und war wieder ganz bei der Sache, ganz Provisor. Es war ruhig geworden in ihm, die dummen Gedanken von vorhin hatten ihn verlassen.

Da fiel sein Blick ganz zufällig auf die Zusatznotiz von der Hand des Arztes . . . . „Für Herrn Konzertsänger Borowski." Des Provisors Gesicht wurde aschfahl; die Augen, tief in den Höhlen, nahmen eine unheimliche Starrheit an; ein seltsames Zittern ging durch seinen Körper. Schweiß trat auf seine Stirn, die Pulse schienen zu stocken.

Sie waren.

Und er machte sich an die Arbeit, mechanisch, automatisch, fast wie ein Schlafwandelnder.

Allmählich löste sich dieser lethargische Zustand und ging in eine fieberhafte Aufregung über. Irre Lichter flogen über die Augen, die Brust arbeitete, die Gedanken in ihm sangen an zu jagen, zu springen, wie eine wildgewordene Schafherde durch einander zu stürzen. Er sah sich in seiner glücklichen Zeit, er sah den Räuber seines Friedens, seines Glücks, seiner Hoffnungen auf dem Krankenbette, er sah jenes ärmliche Weib, sah Betty aus dem Laden treten und die Straße hinunter eilen . . . . . sollte er jetzt dem Mörder seines Lebens den Trank bereiten, der ihm die Gesundheit wiedergeben konnte?

Jetzt nahm er die Phiole mit dem entsetzlichen Stoffe aus dem Schrank. Seine Kniee zitterten so, daß er den Behälter schnell auf den Ladentisch stellen und sich auf einen Stuhl setzen mußte. Er erhob sich wieder. Sein Gesicht war verzerrt, ein düsterer, wilder Zug lag in dem unruhig flackernden Auge. Die Zähne auf einander gepreßt, mit einem höhnischen, weltverachtenden Lachen um den Mund, vollendete er seine Arbeit . . .

Eben hatte er das Fläschchen zugekorkt und den üblichen Papierstreifen darangebunden, als die Frau von vorhin eintrat.

Braumann stand hinter dem hohen Schreibpulte und starrte mit gläsernen Augen auf das Weib.

„Betty! Betty!" schrie es in ihm, aber seine Lippen blieben krampfhaft geschlossen.

Ja, sie war es in der Tat; doch sie schaute nicht auf mit ihrem vergrämten Gesicht, aus dem eine Welt von Entbehrungen und Leiden sprach. Schüchtern stammelte sie einige Worte.

Eine furchtbare, heroische Ruhe war plötzlich über ihn gekommen. Ohne hinter seinem Pult hervorzutreten, schob er ihr die Flasche hin, wortlos, ohne zu zucken, und doch wußte er in diesem Augenblick ganz genau . . . er wird, er muß sterben.

Dann beugt er sein Gesicht nieder, scheinbar sehr beschäftigt, auf die Geschäftsbücher.

Die Frau fragte beklommen nach dem Preis.

„Fünfzig Pfennige!"

Sie atmete auf und legte das Geld hin. Offenbar hatte sie gefürchtet, daß man ihr mehr, vielleicht die letzten Groschen abverlangen würde.

Hastig empfahl sie sich.

Mit leuchtender Brust stand der Provisor da und starrte ihr nach. Schnell war die Ruhe, über die er sich selber gewundert hatte, verflogen. Jetzt gab es kein Zurück mehr! Das furchtbare Verhängnis ging seinen Gang. Aus ihren Händen wird er jetzt den Todestrank empfangen. Das ist die Rache! Das ist die Vergeltung!

Da zuckte ein Wort in seinem Geiste empor, an das er bisher noch mit keiner Silbe gedacht. Wie ein greller Blitzstrahl fuhr es durch die Nacht seiner wahnwitzigen Gedanken . . . . . Mörder! Mörder!

Braumann prallte zurück, schlug mit den Fäusten gegen die Schläfe, taumelte und sank zu Boden. Und dabei kam ihm noch merkwürdiger Weise der Gedanke ein: „Noch ist es ja nicht zu spät! Du mußt nachlaufen; gewiß holst du sie noch ein!"

Dann schienen seine Vorstellungen in eine formlose Masse auseinanderzufließen, bis sein Bewußtsein völlig erlosch.

Der Chef hatte den Lärm gehört und kam herzugeeilt.

„Um Gotteswillen, was ist denn passiert?"

Er rüttelte und schüttelte seinen Provisor.

Der schlug die Augen auf. Sofort war ihm die Situation wieder klar.

„Gift!" stöhnte er. „Gift gab ich . . . Barmherziger Gott . . schnell, schnell, ehe es zu spät ist!" Und mühsam erhob er sich, um keuchend auf einen Stuhl zu sinken.

„Gift?" schrie der Apotheker. „Der Frau doch nicht etwa?"

Braumann nickte und deutete auf das Rezept.

Im nächsten Augenblick war der resolute Chef aus dem Laden, um bei dem Arzte die Adresse des Patienten zu erfahren.

Braumann sah sich mit müdem, fast irrem Lächeln um.

Er war allein. O, er wußte, der Chef kam zu spät. Ein Mörder war er! Ein einziger Augenblick hatte ihn zum Mörder gemacht. Es war nicht mehr zu ändern. Apathisch wie einer, der sich in das Unabänderliche geschickt hat, trat er zum Giftschrank. Ein müdes Lächeln lag um seine Züge. Was sollts noch? So oder so . . . . was verlor er denn? Er schüttete einige weiße Kristalle in die flache Hand und verschluckte sie. Dann ging er in das Hinterstübchen und legte sich auf das Bett. Wenige Augenblicke darauf stellte sich der Todeskampf ein. Es ging schnell. Als der Chef zurückkehrte, fand er seinen Provisor als Leiche vor.

Der Gang war umsonst gewesen. Er kam zu spät, wie Braumann vorausgesehen hatte. Zu spät, dort wie hier. Erschüttert stand der Mann und konnte den Zusammenhang nicht begreifen.

„Er war doch sonst ein so vorsichtiger Mensch! Daß ihm das auch passieren mußte!" sagte er. Und die Zeitungen berichteten anderen Tages von dem verhängnisvollen Irrtum eines Apothekergehilfen, der zwei Menschenleben zum Opfer gefordert. Niemand ahnte, welche Tragödie sich da abgespielt hatte!

Neues Leben.

Novellette von M. Prigge-Brook.

(Nachdruck verboten.)

Auf ihrem Fensterplatz in dem behaglich ausgestatteten Zimmer konnte man tagaus, tagein die in der ganzen Stadt bekannte Justizrätin Wiedemann sitzen sehen. Die Jahre hatten ihr Haar gebleicht, die hohe Gestalt ging gebeugt und den dunkel umrandeten Augen konnte man ansehen, daß sie viel Tränen geweint. Heute nun blickten dieselben noch trauriger als sonst; der Garten vor dem Fenster entfesselte umsonst seine frühlingsblühende Pracht, der Vögel Sang ging ungehört am Ohr der alten Dame vorüber, sie feierte ihren Geburtstag, den 65. Besch herber Kontrast zwischen einst und jetzt!

Die wenigen alten Freunde des Hauses hätten freilich nur zu gern ihre Glückwünsche dargebracht, aber man wußte und hatte erfahren müssen, daß die Justizrätin keinerlei Beweise von Teilnahme liebe. Sie wollte den Tag allein begehen wie, ach, so lange schon!

Da brachte der Postbote eines Tages einen Brief, die alte Magd, die Freud und Leid mit ihrer Herrin geteilt, schlich sich nach gemessener Zeit neugierig ins Zimmer, weil ihre Nähin nicht zum Vorschein kam. Sie fand sie ohnmächtig am Boden, die Todesnachricht ihres Sohnes in der eiskalten Hand. Als sie zu sich kam, stand der Sanitätsrat an ihrem Bett, von der Trauerkunde überrascht, denn Werner Wiedemann hatte das 30. Jahr kaum erreicht. Der Doktor wollte seine Freundin trösten, fand aber zu seiner Verwunderung, daß sie des Trostes kaum bedürfe.

„Nun hab ich ihn wieder", sagte sie mit trübem Lächeln in dem blassen Gesicht, „nun ist mein Werner wieder mein. Kommen Sie, Doktor, wir holen ihn, wenn es Ihnen recht ist."

Obs ihm recht war! Noch am selben Abend fuhren die beiden ab, um mit der Leiche zurückzukehren. Die ganze Stadt nahm an dem Schmerze der Mutter teil; alt und jung folgte dem Sarge, und als der Abend des Begräbnistages kam, konnte man Frau Wiedemann wieder an ihrem gewohnten Platz am Fenster sitzen sehen, minder betrübt wie sonst, hatte sie doch den Sohn wieder, der ihr so lang verloren war.

Der Sanitätsrat kam noch zu ihr. Er wollte hören, wie sie sich mit der Tatsache abfinde, daß Werner eine Witwe hinterließ; unterwegs hatte er nicht darüber sprechen mögen.

Mit Scham bekannte die alte Frau, daß eben Werners Ehe der Grund ihres Zerwürfnisses gewesen sei, und ein schimmernides Rot trat in ihr Gesicht und verjüngte es förmlich. „Es war damals nichts weniger als eine Ehe. Und weil ich das nicht leiden mochte und heftig dawider sprach, ließ Werner sich hinreißen, mich einen Einblick in sein Leben tun zu lassen, der mir zeigte, daß wir uns nimmermehr verstehen konnten. Er hat sie später doch geheiratet, aber" und sie stockte einen Moment, „da hatte ich längst bereut, daran auch nur gedacht zu haben, seitdem war vollends alles aus."

„Kinder sind nicht aus dieser Ehe?" fragte der Arzt zögernd. „Gesehen haben wir wenigstens keins."

„Gesehen haben wir die Frau auch nur das eine Mal, bei dem sie uns mit einer Bereitwilligkeit Werners Leichnam überließ, die mich entsetzte. Das hätte nichts gesagt. Zum Glück ist aber der kleine Knabe, der damals das Licht der Welt erblickt hatte, tot."

„So haben Sie mit dieser Frau nichts mehr zu tun?"

„Nichts, gottlob, das hätte ich kaum ertragen, wir haben jetzt nichts mehr gemein."

„Als den Namen", wollte Helm sagen, aber er schwieg.

Plötzlich hörte er von den Lippen der Frau, die eben noch so wunderbar gelaßt dagesessen, ein qualvolles Schluchzen. „Verkommen und verdorben, mein einziger Sohn", wehmte sie leise.

Heim stand auf. Der Mutterschmerz war ein heiliger, den durften fremde Augen nicht ansehen, auch die seinen nicht.

Nachdem nahm das Leben in dem kleinen Hause vor dem Tore seinen Fortgang. Nach wie vor konnte man die Nähin des Morgens zum Friedhof wandern sehen, nur daß sie statt des einen jetzt zwei Gräber pflegte. Nur Dora, die alte Magd, fand, ihre Herrin sei noch stiller geworden und gebe jeder Abweichung des Hergebrachten aus dem Wege.

Dahin gehörte auch die Feier ihres Geburtstages. Dora hatte sich fein gemacht und einen Napfkuchen gebacken, den sie mit ein paar Glück wünschenden Worten auf den Frühstückstisch gestellt. Aber da war die Frau beinahe groß geworden und hatte gesagt: „Wenn Du mir was wünschen willst, so wünsche mir den Tod, hier unten hab' ich nichts mehr zu tun."

Und Dora schlich in ihre Küche zurück, innerlich eben so ärgerlich wie ihre Frau, aber mit besserem Grund. Wie man nur so leben konnte, während doch . . . .

Fünf Jahre waren seit dem Tode ihres Sohnes vergangen, da schneite eines Tages ein kleines Mädchen als holde Frühlingsgabe ins Haus.

Sie sei die Tochter ihres verlorenen Sohnes, schrieb Werners Frau, die sich seither nie um die Schwiegermutter gekümmert, wenige Monate nach des Vaters Tode zur Welt gebracht.

Die Justizrätin glaubte nicht daran. Das war eine große Lüge der Frau, die sich rächen wollte, weil sie sie nie beachtet hatte. Der Sanitätsrat aber prüfte die Papiere der Kleinen, sie waren alle in Ordnung und bekundeten, daß die Witwe die Wahrheit rede. Johanna Elisabeth Wiedemann war der Justizrätin rechtmäßiges Enkelkind.

Die Mutter des Kindes, das ins achte Jahr ging und ein allerliebstes Ding war, dem man gut sein mußte, hatte von Anfang an keineswegs die Absicht gehabt, die Kleine von sich zu tun. Auf ihre Art hatte sie die kleine Elli sogar recht lieb gehabt, wenn sie auch ihrem Vater nicht lange nachtrauerte. An seiner Statt fand sich ein Anderer, der sie jung und schön gesund, um sein Leben mit ihr zu teilen. So blieb zum Trauern keine Zeit. Allmählich mußte sie indes einsehen, daß Ellis Dasein ihr hinderlich sei. Sie trugs aus einer Art gedankenloser Mutterliebe, Elli war ja noch so klein, sie konnte noch nichts verstehen und dann, sie hing an ihrer Mama, so selten sie auch Zeit für das Kind fand.

Sie hätte es nie von sich gegeben, wäre nicht ihr Freund gewesen, einer, der Werner noch gekannt. Der behauptete, das Kind gehöre seiner Großmutter, es habe dort in jedem Fall mehr Pflege und Erziehung, und dann, es passe ihm auch nicht, fortwährend an den toten Vater gemahnt zu sein.

Ein kurzer Kampf im Herzen der Frau und dann siegte die Lust am Leben über das Muttergefühl.

Ein aufklärender Brief, der die nötigen Papiere einschloß, ging zu gleicher Zeit mit der Kleinen ab, die sie zum Schluß noch recht niedlich ausgestattet. Mochte die fremde Großmama sehen, wie sie mit der Ueberraschung zurecht kam. Sie schuldete ihr noch Revanche für die Ueberraschung ihres Besuches von damals.

Als sich der Sturm im Herzen der plötzlich zur Großmama Gewordenen gelegt hatte, nahm sie das Kleine gütig, doch ohne Herzenswärme auf. Sie war die Einsamkeit und Stille nun sich her nun schon so gewohnt, daß sie jede Unterbrechung derselben als etwas Feindliches empfand. Dennoch trug sie nach Kräften Sorge für Elli, indem sie die Dora überließ, der das blondlockige kleine Mädchen in kürzester Frist wahrhaft ans Herz wuchs.

Sie selber saß gewissermaßen zur Seite, so oft Dora die Anmut des Kindes pries, sie mochte nicht mehr lieben, die alte, vergrämte Frau, die immer nur auf den Tod wartete, der nicht kam. —

Soweit war die alte Dame in ihren Gedanken gelangt, da wurde sie plötzlich munter, der Ton der Hausglocke weckte sie. Zu gleicher Zeit drang Ellis Stimmchen an ihr Ohr. „Ich fürcht' mich so, Dora," klagte das Kind.

„Wirst Dich nicht fürchten, Herzchen", beschwichtigte sie die alte Magd. „Es ist ja die Großmama und sie hat Dich lieb, wenn sie es auch nicht Wort haben will. Komm Kind, bis an den Zaun geh ich mit Dir und von dort . . ."

Die Stimmen verhallten, da die Zwei sich entfernten.

Die alte Frau warf einen erstaunten Blick nach der Tür, als ob von dort jemand kommen sollte. Einen zweiten Blick nach der Uhr. „Schon elf", rief sie aus, nahm den Hut von der Konsole, die kleine Gefährtin vom Blumenbrett und schickte sich an, ihren täglichen Gang zum Friedhof anzutreten. Er war nicht weit. Sie brauchte nur durch den Garten zu gehen, der stieß an die Mauer, hinter der die Toten schliefen. Noch ein paar Schritte und sie beugte sich tief über die beiden Gräber, die dichter Epheu deckte. Eine Weile verharrte sie im Gebet, dann entfernte sie sorgsam jedes welke Blatt, tränkte die Blumen, die zu Häupten wuchsen und strich sosend mit der Hand über die kalten, leblosen Steine.

Das trostlose Gefühl des Verlassenseins überkam sie aufs neue mit verdoppelter Macht. Die Lippen bebten, die Augen wurden naß.

„Allein, mutterseelenallein in der Welt", schluchzte sie plötzlich. Da legen sich zwei weiche Kinderarme um ihren Hals und ein feines Stimmchen flüstert scheu und doch gestärkt durch das Gefühl eigener Wichtigkeit an ihrem Ohr.

„Willst Du mich lieb haben, Großmama, weil ich doch auch allein bin wie Du?"

„Elli, mein Kind."

Mehr vermögen ihre Lippen nicht zu stammeln, aber die alte Frau umfaßt das junge Kind als wolle sie es nie mehr lassen, und jenes schmiegt sich zutraulich an.

Elli richtete das blonde Köpfchen zuerst empor.

„Weißt Du, Großmama", sagte sie halb scheu, halb beglückt, „Dora hat noch gesagt, daß Dein Geburtstag ist und daß ich Dir Glück wünschen soll und Du sollst lange leben auf Erden für mich. Da weintest Du, und da habe ich alles vergessen, Du bist doch nicht bös darum?"

„Daß ich lange leben soll auf Erden für Dich", wiederholte die Justizrätin bewegt. Sie faßte die Kinderhand fester. „Komm jetzt, mein Kind, Du hast Deine Großmama zur rechten Zeit gemahnt. Sie ist ja nicht allein auf der Welt, und die zwei", sie zeigte auf die Gräber, „werden nun noch ein Weilchen warten müssen, bis ich komme, weil Du erst groß werden sollst."

Selbstvorwürfe.

(Nachdruck verboten.)

Vom moralischen Standpunkt aus sind Selbstvorwürfe sehr anzuerkennende Gefühle, und haben diese gewöhnlich den Vorsatz zur Besserung im Gefolge, doch sind die Entschlüsse ohne Bedeutung, folgt nicht zugleich die Tat, im Gegenteil, sie sind dann viel eher geeignet, die Menschen abzustumpfen, da sie in diesen das Gefühl einer gewissen Befriedigung über die guten Absichten, als einen der Menschen moral gebrachten Tribut, hervorrufen. Selbstvorwürfe sind in ihren verschiedenen Graden nicht abhängig von der Schwere der Schuld, sondern von der Eigenart des Sünders. Nicht ein jeder wird sofort von ihnen heimgesucht; eine gewisse Sensibilität des Nervensystems gehört überhaupt dazu, sie empfinden zu können. Ein reines Gewissen ist Bürgschaft für den inneren Frieden, aber es gibt leider auch Naturen, denen diese Ruhe noch vielfacher Vergehungen nicht sobald abhanden kommt.

Ein gutes Gewissen und Gewissenlosigkeit sehen sich oft sehr ähnlich. Wie es scheint, ist ein Mensch von strotzender Gesundheit weniger leicht Gewissensqualen ausgesetzt, als ein nervöser, leicht erregbarer; nicht immer, aber gewiß in vielen Fällen kann man die Bemerkung machen, daß ein äußeren Einflüssen leicht zugänglicher Mensch sich nicht nur schnell der Sünde, sondern auch den Empfindungen der Selbstvorwürfe hingeben wird. Man hüte sich jedoch, hieraus falsche Schlüsse zu ziehen, denn früher oder später wird sich die Erinnerung an eine wirkliche Schlechtigkeit nicht zurückweisen lassen; wehe dann dem, der nicht versucht hat, durch strenge Buße und vollständige Gesinnungsänderung der bitteren Erinnerung an jene böse Tat den herbsten Stachel zu nehmen!

Es gibt sehr viele Menschen, hauptsächlich Frauen, die eine krankhafte Neigung zu Selbstvorwürfen besitzen; es ist aber ebenso zwecklos, wie für sich und die Umgebung peinigend, sich qualvollen Gedanken über eine Handlung zu machen, deren Nichtigkeit oft in gar keinem Verhältnis zu der Erregung, die sie hervorruft, steht. Mißlingt ein Vorhaben, das wir nach besten Kräften und nach reiflichem Nachdenken ausführten, so wollen wir uns deshalb nicht die Lebensfreude mit Vorwürfen vergällen. Sie machen uns vor der Zeit mürbe und rauben uns den Blick für das Große und Ganze.

Kein Mensch ist unfehlbar und jede mißlungene Tat — wohlverstanden die, welche guten Absichten entspringt — soll nicht die Quelle unerquicklicher Reflexionen sein um Dinge, welche nicht zu ändern sind, sondern eine wertvolle Erfahrung, die uns lehrt, die schwere Kunst des Lebens bei ähnlichen Anlässen besser auszuüben.

Wie viel Tränen werden täglich geweint, wie viel Klagen und Bitten stündlich zum Himmel gesandt? Wohl, es gibt viel Unglück auf der Welt, viel Unrecht, das die Menschen abzubüßen haben, aber eben deshalb sollen wir nicht den Jammer der Welt vermehren und uns um Sachen hämmern, die zum Teil kein großes Gewicht haben, zum Teil nur in unserer Einbildung bestehen. Der Neigung zu Selbstvorwürfen hat, der bekämpfe sie, sonst werden diese ihm überall die Freude verbittern und sich bei großen, sowie kleinen Anlässen hervordrängen.

Es sind größtenteils gute Charakter, die diesen Hang besitzen, denn er entspricht einer großen Gewissenhaftigkeit, aber man soll sich hüten, sich ihm allzu sehr hinzugeben. Fort also mit derartigen Selbstvorwürfen, wodurch die Seele getrübt wird und wir die Freude am Leben verlieren. Jeder Selbstvorwurf verlangt zu seiner Befriedigung eine Buße, eine gute Handlung ist daher das wirksamste Mittel, uns mit uns selber zu versöhnen.

Frauenliebe.

(Nachdruck verboten.)

„Und wären des Krösus Schätze Dein
Des Meeres Perlen und Edelstein,
Und blieb Deinem Herzen die Liebe fern,
So fehlte der Krone der köstlichste Stern."

Jedes Glück, und wenn es auch noch so fest und sonnenhell erscheint, steht im Leben so sicher, daß es auch dem getreu bliebe, der es unbedachtsam behandelt, um wie viel weniger die zarte, alles tiefer fühlende Liebe, dieses Himmelsglück, welches nur wie ein Fremdling die Erde besucht und schnell flieht, sobald ein unzartes Wort, ein harter Blick, eine verletzende Tat es trifft oder einschüchtert; daher ist es also für jede Frau eine Hauptsache, liebenswürdig zu sein und zu bleiben, um sich die Liebe ihres Gatten stets zu bewahren.

Wohl ist körperliche Schönheit etwas sehr dankenswertes und ein glänzendes Geschenk des Himmels. Aeußerliche Schönheit ist einer jener natürlichen Freibriefe, denn sich so leicht alle Herzen öffnen, und besonders ist sie ein kostbares Gut für ein Mädchen, ein Freibrief, mit welchem sie um so viel leichter als Königin in alle Herzen einzieht. Doch möge nur kein Mädchen einen zu großen Wert auf dieses Geschenk legen und darüber die edleren und kostbareren Gaben aus dem Auge lassen, sie glaube nicht.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19050709044/fragment/page=0002